

Die Fangemeinde

Was die Kirche vom Fußball lernen kann

Peter Scheuchenpflug

Was für die einen der Samstagnachmittag, ist den anderen ihr Sonntagvormittag. Die einen pilgern zum Stadion, die anderen gehen zum Gottesdienst. Sicherlich lassen sich zwischen beiden »Gemeinden« erstaunliche Parallelen entdecken, doch ist der Fußball eine, wenn nicht *die* moderne und damit zukunftssträchtige Form gelebter Religion? Immerhin füllen sich die Fußballstadien allwöchentlich, während die Kirchen immer leerer werden. Was könnten also die oft fußlahmen Christen von der Vitalität der Fangemeinden über sich selbst erfahren?

Was die Fangemeinde fromm erscheinen lässt

Es waren religionssoziologische Studien, die den Anstoß gaben, im Fußball ein Äquivalent zu religiösen Bewegungen zu entdecken. Wenn man – wie Émile Durkheim – Religion als ein Gesamtsystem von Glaubensvorstellungen versteht, das Praktiken für den Umgang mit heiligen Dingen entwickelt und alle, die daran teilhaben, zu einer Gemeinde verbindet, dann stößt man schnell auf wesentliche Gemeinsamkeiten zwischen der »Fangemeinde« und der »Kirchengemeinde« – und der Fan avanciert zum Gläubigen. Joachim von Soosten dagegen beschränkt sich darauf, Fußball als »Kult« zu bezeichnen. Kulte verfügen über eine Vielzahl von rituellen Praktiken, Brauchtümern und Verhaltensregeln, die vorschreiben, wie man sich gegenüber dem »Heiligen« zu verhalten hat; Riten werden gemeinschaftlich durchgeführt, wiederholt und erneuert. Insofern lassen sich im Fußball zahlreiche »kultische« bzw. religiöse Phänomene beobachten:

Initiation und Treue: Zweifellos gibt es so etwas wie eine Initiation in die Welt des Fußballs. Das wichtigste Datum in einer echten Fanbiographie ist der erstmalige Besuch eines Stadions. Hinreißend schildert Nick Hornby in seinem Bestseller *Fever Pitch* diesen Moment. Im Alter von elf Jahren wird er im Juni 1968 zu einem Spiel von Arsenal London mitgenommen, und dort passiert es: »Ich hatte mich in das Team verknallt.« Daraus wurde eine Bindung, die bei Hornby länger gehalten hat »als irgendeine andere Beziehung, die ich freiwillig eingegangen bin«. Für Christian Eichler zeigen sich bei Hornby die Folgen einer Prägung, »durch die ahnungslose Menschen für den Rest ihres Lebens eine unverbrüchliche Treue zu einem eigenartigen Gebilde namens Fußballclub eingepflegt wird – eine Treue, wie sie vielen Menschen gegenüber nicht gelingt«, eine Treue in Gesundheit und Krankheit, in guten und in bösen Tagen. Hornby gelangt zu der Einsicht: »Wenige von uns haben sich ihren Verein ausgesucht, er wurde uns schlicht gegeben.« Dabei zeigt die Situation in München, dass Fansein und Erfolg der Mannschaft nicht unbedingt zusammengehören müssen. Zwar ist unmittelbar einsichtig, dass dem FC Bayern München über acht Millionen zujubeln – das wäre jeder zehnte Deutsche! –, aber wahre Treue zeigt sich doch erst bei den Fans des TSV 1860 – und den Anhängern von Unterhaching kann man in diesem Licht geradezu eine »Leidensmystik« attestieren. Friedrich Torberg bringt im Hinblick auf die Österreicher diese unverbrüchliche Treue auch angesichts hoffnungsloser Fälle auf den Punkt: »Ein Austria-Anhänger ist, wer es trotzdem bleibt.«

Ähnlich wie die Religion verleiht auch der Fußballverein der Fangemeinde eine Heimatbindung, die dank der Medien sogar ohne jeden direkten Kontakt und über große Entfernung funktionieren kann: Emotional verbunden mit dem Verein fühlen sich nicht nur die wenigen zehntausend Zuschauer im Stadion, sondern Millionen von Menschen. »Je intensiver sich der Fan mit seiner Mannschaft identifiziert ... desto wichtiger werden

die Ergebnisse für sein soziales Verhalten, für sein soziales Ansehen. Niederlagen sind nicht nur Niederlagen der Mannschaft, sondern auch persönliche Niederlagen der Fans.« (*Lexikon der Fußballmythen*)

Die symbolische Deutung des Lebenslaufs: Das Fußball-Merchandising ermöglicht es, Fan von der Wiege bis zur Bahre zu sein. Manche Väter tragen den Aufnahmeantrag des Vereins mit in den Kreißaal. Die Fans in spe werden nach Fußballstars benannt und mit Schnullern und Windeln in Vereinsfarben ausgestattet. Und selbst beim Gang ins Jenseits kann der Fan seiner »Gemeinde« treu bleiben: Der ehemalige Stadionsprecher von Borussia Dortmund, Bruno Knust, berichtet von zwei bis drei Beerdigungen pro Monat, bei denen schwarz-gelbe Särge in die Erde des Ruhrgebiets versenkt werden – begleitet von der Vereinshymne: »Leuchte auf, mein Stern Borussia! Leuchte auf, zeig mir den Weg! Ganz egal, wohin er uns auch führt – ich werd' immer bei dir sein!« Die offensichtliche unreligiöse Thematik dieser Strophe lenkt den Blick auf den Ort, an dem die Hymne üblicherweise voll Inbrunst gesungen wird.

Das Fußballspiel als Liturgie und die Rolle der Fangemeinde: Es kommt nicht von ungefähr, dass Pelé das Maracana-Stadion als »Altar des Fußballs« bezeichnet hat. Schon der Einzug der Schiedsrichter und der Mannschaften wirkt auf den evangelischen Theologen Christian Möller wie ein »echter Introitus, wie ich ihn im protestantischen Gottesdienst schon lange nicht mehr gesehen hatte«. Die Fangemeinde begleitet die feierliche Prozession mit Gesängen, und der Stadionsprecher betet die Litanei der Mannschaftsaufstellung herunter. Die Akteure auf dem Rasen tragen allesamt »liturgische Kleidung« und sind – das sticht allerdings nur einem katholischen Theologen sofort ins Auge – ausschließlich Männer! »Sitzen, aufstehen, beten: Im Stadion geht es zu wie in einer Kirche.« (Alexandros Stefanidis)

»Wenn das nicht Religion ist, was dann?«

MORITZ EGGERT

(KOMPONIST DES 1. FUSSBALLORATORIUMS

ÜBER DEN FUSSBALLKULT)

Die Rhythmisierung des Jahres und der Woche: Im Wettkampf um die Gestaltungsmacht des Zeitrhythmus hat die Sportwelt längst die Tabellenführung übernommen – der traditionelle Sonntagsgottesdienst als Taktgeber des Wochenablaufs wurde dagegen auf einen Abstiegsplatz verwiesen. Über elf Millionen Zuschauer pilgern jedes Jahr in die deutschen Fußballstadien, ein Ereignis, das den Samstagnachmittag, bei Auswärtsspielen auch das halbe Wochenende, beansprucht. Für Steffi B. aus Dortmund (Ende 50) beginnt der Bundesligaspieltag im heimischen Garten, wo sie die Flagge ihres Vereins hisst, die Fäuste gen Himmel reckt und mit Inbrunst betet: »Sieg! Sieg! Sieg! Lieber Gott, die Schwarzgelben sind es, die gewinnen müssen!« (*Bis in alle Ewigkeit*) Das Après findet dann abends in der Eckkneipe statt oder am heimischen Bildschirm. Wie viele Bundesbürger das Geschehen an den Radios mitverfolgen, kann nur derjenige erraten, der am Samstagnachmittag durch Schrebergärtenkolonien streift oder an Autowaschanlagen vorbeiwandert: Fußball ist allgegenwärtig. Wer will, »kann samstags von 15 Uhr an, da beginnt die Premiere-Live-Konferenz, bis tief in die Nacht Bundesliga gucken – bis zur Wiederholung des Aktuellen Sportstudios auf 3sat nach Mitternacht«. (Alexandros Stefanidis)

Der Sieg des Fußballs über die Rhythmisierung der Zeit gilt gleichwohl für den Jahreskreis. Die hohen und niedrigen Feiertage des Fußballs sowie Auftakt und Abschluss der Bundesligasaison sind längst an die Stelle des kirchlichen Festkalenders getreten. Nur *ein* christliches Fest kann diesem Ansturm standhalten, weil es eine ähnlich hohe emotionale Beanspruchung verheißt wie ein Endrundenspiel und eine (Zwangs-)Allianz mit der Konsumwelt eingegangen ist: Weihnachten. Allerdings spielt es außer Konkurrenz – die Fußballer sind in der Winterpause.

Emotionale Beteiligung: Zur Funktion von Ritualen gehört, dass sie einen Raum schaffen für Gefühle, die in anderen Lebenssituationen oft als unangemessen erachtet werden. Das heißt, es geht um die großen Themen des Lebens: Sieg und Niederlage, Erlösung und Abstieg, Scheitern und Neuanfangen. Dazu gehören Jubel und Tränen, gespannte Erwartung und gähnende Langeweile, Ekstase und Frustration. Frank Weber berichtet von einem höchst dramatischen Moment »auf Schalke« am letzten Spieltag der Saison 2000/2001. Schalke gewann 5:3 gegen Unterhaching und hätte Meister werden können, wenn nicht der FC Bayern in der Nachspielzeit des parallel ablaufenden Spiels gegen den HSV noch das entscheidende Tor erzielt hätte: »Der alte Mann, der neben mir auf der Tribüne saß, nahm mich in den Arm und hatte Tränen in den Augen: Junge, werden wir jetzt Meister? ... Der Blick ging zur Anzeigentafel. Dort flackerten Bilder aus Hamburg ... Es gab dort noch einen letzten Freistoß für den FC Bayern. Würde er den Ausgleich bringen, wären die »verhassten« Bayern Meister. Und natürlich landete der Ball im Tor – tosender Jubel verwandelte sich in Sekunden in eisiges Schweigen ... Überall lagen sich wildfremde Menschen weinend in den Armen. Und eines war mir in diesem Moment klar: Für wie unwichtig mancher auch Fußball halten mag, die Gefühle waren echt.« (*Lust und Ritual*) Die fast magische Potenz von Fußballerevents besteht offensichtlich darin, Verhaltensweisen, die in der pluralistischen Gesellschaft in die Intimität gewandert sind, wieder öffentlich zu machen. Das gilt nicht nur für Emotionen, sondern auch für das weltanschauliche Bekenntnis.

Bekenntnis: In der individualisierten Gesellschaft gehört es zur Etikette, über zwei Themen nicht in der Öffentlichkeit zu sprechen: das monatliche Einkommen und die eigenen religiösen Überzeugungen. Dagegen provoziert der moderne Fußball geradezu ein Coming-out als Fan: Die Kofferraumabdeckung des Ford Focus ist als Vitrine für den Kaiserslauternschal geradezu

prädestiniert. Das ästhetische Gesamtbild des 5er BMW rundet sich erst durch die Kombination eines FC-Bayern-Aufklebers mit einem entsprechenden CSU-Pickerl auf der Heckklappe. Auf der anderen Seite sieht man immer weniger rostige VW-Busse mit eingerissenen Aufklebern im Stil von »Jesus liebt dich«. Auf den Christenmenschen dürfen höchstens die Konturen eines Fisches an der Heckklappe hinweisen (ein Symbol, das aus einer Zeit stammt, als Christen noch verfolgt wurden und sich nur Eingeweihten zu erkennen geben wollten). Der Rosenkranz am Rückspiegel kann aus der Distanz auch für eine islamische Gebetsschnur oder eine Kette mit Energiesteinen gehalten werden. Auf jeden Fall sind treue Fußballfans heute in der Öffentlichkeit leichter zu identifizieren als überzeugte Christen. Das Bekenntnis reicht sogar bis in die Schlafzimmern: Wo bei der Uroma noch ein Herz-Jesu-Bild über dem Bett hing, klebt bei ihrem Urenkel das Poster der aktuellen Mannschaft, während er selbst sich in die Originalbettwäsche seines Vereins kuschelt. Solche Accessoires machen echten Kult aus: Sie sind Devotionalien, Andachtsgegenstände.

Der Kult und seine Begleitumstände: Joachim von Soosten zufolge ist in modernen Gesellschaften die Fähigkeit zum Kult nicht erlahmt, sondern übergegangen auf andere gesellschaftliche Bereiche wie eben den Fußball. Zum Brauchtum des Kultes gehören seiner Ansicht nach die Verehrung von Helden, Idolen und Ikonen, die Regelkunde und die Weisheitssprüche (»Nach dem Spiel ist vor dem Spiel«). Die Beispiele für kultisches Verhalten liegen auf der Hand: Die Fans üben sich in Prozessionen zu den Stadien und durch die Städte. Der Pokal steht in der Tradition des »Heiligen Grals«. Es gibt einen rustikalen »Reliquienkult« (verschwitzte Trikots, Fußballschuhe). Und natürlich treten »geistliche Führer« wie Franz Beckenbauer sowie Propheten und »Schriftgelehrte« auf – angefangen bei dem unvermeidlichen Günter Netzer bis hin zum Lokalberichterstatte der Be-

zirkliga. Die modernen Stadien mutieren zu Pilgerstätten auf »heiligem Grund«. Von daher war es nur konsequent, dass die Fans von Mainz 05 nach dem Aufstieg ihrer Mannschaft Stücke aus dem Stadionrasen stachen, um sie zu Hause einzupflanzen.

Fazit: »Der Fußball scheint im wahrsten Sinne des Wortes die sozialen und emotionalen Orte der Religion zu besetzen.« (Christoph Bausenwein) Sieht man von den Inhalten ab, zeigen sich verblüffende Parallelen zwischen Kirchen- und Fangemeinde, zwischen praktizierenden Christen und überzeugten Fußballanhängern. Ist also die Fangemeinde heute ein Ort gelebter Religion in der säkularisierten Gesellschaft? Hilfreich zur Beantwortung dieser Frage ist ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung beider »Gemeinden«:

Wie sich Fan- und Kirchengemeinden in den letzten 50 Jahren verändert haben

Der ursprünglich bürgerlich geprägte Fußball wurde in Deutschland erst nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Sport der Arbeiterklasse. Spieler wie Fans entstammten demselben Milieu. Vor allem im Ruhrgebiet konnte sich eine spezifische Fankultur entfalten, da Stadien in unmittelbarer Nähe von Wohnung und Arbeitsstätte entstanden. Mit der Auflösung der traditionellen Milieustruktur durch größere Bildungschancen und verbesserte Mobilität veränderte sich seit den siebziger Jahren auch die Zusammensetzung der Fangemeinden. Die Fußballvereine konnten deshalb ihre identitätsstiftende Funktion behalten, weil sie zu den wenigen Institutionen unserer individualisierten Gesellschaft gehören, die einen größeren Personenkreis zu gemeinsamem Handeln und Empfinden bewegen können. Dieses Phänomen kann nicht nur beim Amateurverein beobachtet werden, wo der dörfliche Fußballplatz ebenso als Kommunikationszentrum dient wie der Vorplatz der Kirche. Faszinierend ist vielmehr, dass es dem Fußball gelang, auch in den von Anonymität geprägten

urbanen Zentren über den Profiverein eine Identifikation unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten mit ihm herzustellen.

Mit dem Individualisierungsschub, der die Bundesrepublik nach der 68er-Wende erfasste, änderte sich auch das Verhältnis der Fans zu den aktiven Fußballern: Durch die konsequente Vermarktung des modernen Profifußballs begannen die Fans, sich von den Starkickern und dem Vereinsmanagement zu distanzieren. Dadurch erfuhr auch die Struktur der Fangemeinde einen Wandel: Zum unerschütterlichen Anhänger, der sein Team durch Höhen und Tiefen begleitet, ist in den vergangenen Jahrzehnten der »kritische Kunde« hinzugekommen, der vor allem gut unterhalten werden möchte. Damit hat sich Fußball auch die besser verdienenden Konsumentenkreise erschlossen.

Der Showcharakter des Profifußballs konnte sich entwickeln, weil die Spiele zunehmend als Medienereignis inszeniert wurden. Das Spektrum der Fußballfans reicht in der »Erlebnisgesellschaft« vom regelmäßigen Stadionbesucher über den eventhungerigen Showgast bis zum Couchpotato irgendwo im Nirwana der Republik, der sich vom Freundschaftsspiel Deutschlands gegen die Färöer-Inseln einen Hauch von Exotik im heimischen Wohnzimmer verspricht. Das Bündel an Motiven, an einem Fußballspiel via Bildschirm oder live im Stadion teilzunehmen, flicht sich deshalb aus erstaunlich bunten Fäden zusammen. Und auch die Grenzen zwischen Bildschirm- und Liveerlebnis verflüssigen sich zunehmend, wenn es etwa nach internationalen Turnieren zu spontanen Massenkundgebungen wie Autokorsos und lautstarken Feiern auf öffentlichen Plätzen kommt, die dann selbst unbeteiligte Passanten in ihren Sog ziehen können.

Vergleicht man die Entstehung der modernen Fangemeinde mit der Entwicklung der Glaubenspraxis in den Kirchen, lohnt es sich, vor allem den deutschen Milieukatholizismus in den Blick zu nehmen. Dort werden die epochalen Veränderungen in deutlicheren Konturen sichtbar als etwa im Protestantismus. Die katholische Kirche konnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrie-

ges zunächst eine dichte – behütende und beengende – Struktur des Alltags errichten: katholisch von der Wiege bis zur Bahre. Der Rhythmus des Jahres wie der Woche war kirchlicherseits vorgegeben. Kirchliche Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser und Friedhöfe sicherten diese umfassende Einbettung des Lebensstils in eine katholische Sonderwelt ab. Zwar trauern dieser Gestaltungsmacht, die nach der 68er-Wende unwiederbringlich verloren ging, heute noch viele Christen der älteren Generation hinterher, doch deutet der massenhafte Exodus aus den Kirchen darauf hin, dass der Hoheitsanspruch über den Lebensstil von vielen Katholiken als Zwang erfahren wurde. Die daraus resultierende Befreiung aus den Milieuzwängen führte allerdings nicht zu einer Atomisierung von Lebensläufen, sondern dazu, dass sich neben hochindividualisierten Lebensstilen neue Formen der Massenkultur entwickeln konnten. Mit anderen Worten: In die Bresche, die der Individualisierungsprozess in die normierte Alltagskultur geschlagen hatte, konnten nicht nur die Popkultur und der Medienkonsum springen, sondern auch und vor allem der Sport. Der Samstag ist ab dem frühen Nachmittag dem Fußballgott geweiht; der Sonntagnachmittag gehört den Autorennen mit ihrer hypnotisierenden Wirkung.

Damit einhergehend hat die Religiosität die von der Kirche vorgezeichneten Wege verlassen und ist im Fußball und anderen Erlebniswelten angekommen. Elemente der Alltags- bzw. Freizeitkultur werden – freilich individuell höchst verschieden – mit religiösen Motiven aufgeladen, und Religion kann plötzlich auch dort drin sein, wo nicht »Religion« draufsteht.

Was diese Entwicklung für das Verhältnis von Fußball und Kirche bedeutet

Zwischen Kirche und Fußball herrschte zunächst ein Konkurrenzverhältnis. Die Kirchen verlangten von den Vereinen, das Feiertagsgesetz zu achten und keine Spiele am Sonntagsvormittag durchzuführen. Erst seit den 80er Jahren des letzten Jahr-

hunderts wird diese Beziehung differenzierter beurteilt. Die Kirche lernte, »zu akzeptieren, dass sie als gelebte Religion nicht in Konkurrenz- oder Führungskämpfen mit anderen Kulturphänomenen steht, sondern dass sie gerade im Dialog mit solchen Kulturphänomenen wie Fußball an gleichnishafter Sprache gewinnen kann«. (Hans-Georg Ulrichs) Als Zugeständnis an die veränderte Freizeitkultur der Menschen eröffnete zum Beispiel die Liturgiereform durch die »Erfindung« des Vorabendgottesdienstes für Katholiken die Möglichkeit, einen gottesdienstfreien Sonntag zu verbringen. Damit schuf sie freilich eine Konfliktzone mit der *Sportschau* – ein Problem, das die in den siebziger Jahren neu gegründeten Pfarrgemeinderäte in leidenschaftlichen Sitzungen lösten, indem sie diese Gottesdienste zwischen *Heute im Stadion* und *Sportschau* beziehungsweise zwischen *Sport-* und *Tagesschau* platzierten. Diese passgenaue Struktur des Samstagabends funktionierte aber nur so lange, bis die Privatsender mit ihren eigenen Fußballsendungen dieses Joint Venture zerschlugen. Das Coming-home der *Sportschau* vermochte es dann auch nicht mehr, diese Scherben zu kitten.

Fußballfan und Christ – was Kirchengemeinden vom Fußball lernen können

Das theologische Stichwort lautet *Inkulturation*. Damit ist gemeint, dass das Christentum in jeder Kultur ein eigenes Profil entfalten kann und muss, richtet sich doch das Evangelium immer an die hier und jetzt lebenden Menschen. Wenn es also um die Glaubenspraxis in der gegenwärtigen Gesellschaft geht, erweist es sich als theologisch legitim, den Anregungen nachzugehen, die eine Analyse des modernen Massenphänomens Fußball erbracht hat.

Zunächst ist von Bedeutung, dass die meisten Fans selbst mehr oder weniger regelmäßig Fußball spielen oder gespielt haben. Zugleich ist jeder Fan ein »Experte«, der sich sein Wissen durch Lektüre von Zeitschriften, durch Beobachtung von Spielen, durch

Reportagen und Expertenmeinungen aneignen kann. In der katholischen Kirche »entdeckte« das Zweite Vatikanische Konzil die Würde des Laien, so dass grundsätzlich jeder Christ als Experte für seine Glaubenspraxis gilt. Diese Überzeugung wurde aber in den letzten zwanzig Jahren leider zunehmend ins Abseits gedrängt, weil selbst denkende und aktive Christen eben unbequemer sind als brav behütete Schäflein. Außerdem passten pluralistische Lebensstile in ihrer fragmentarischen Gestalt nur selten in die formvollendeten Muster, die dogmatische und moraltheologische Lehrgebilde in steriler Reinlichkeit vorgezeichnet haben. Vielleicht steht dahinter aber auch die nicht ganz unbegründete Befürchtung von Kirchenoffiziellen, über Religion könnte bald ebenso viel Unsinn verzapft werden wie über Fußball.

Der Blick auf die Fußballwelt lehrt ferner, dass gelebtes Christentum sich durchaus anderer Formen bedienen kann als der des sonntäglichen Gottesdienstbesuchs. Von erfolgreichen Fußballvereinen lässt sich deshalb lernen, wie man die einzelnen Stile des »Fan«-Seins ansprechen und eine Fangemeinde um sich scharen kann, wenn es mit der Mannschaft in der Tabelle seit Jahren abwärts geht. Die Pfarrgemeinden stehen deshalb vor der Aufgabe, der Selbstabschließungstendenz kirchlicher Insidergruppen zu wehren und eine tolerante und offenherzige Atmosphäre auch gegenüber seltenen Gästen und distanzierten Christen zu pflegen.

Zudem können sie von den Fangemeinden lernen, was sie in den letzten Jahrzehnten – zum Teil bewusst – vernachlässigt haben: die Wahrnehmung der Masse als eigenständige Größe. Sicherlich wirkten die seit Jahrzehnten rückläufigen Gottesdienstbesucherzahlen nicht gerade als Ermutigung, um über die Pflege einer religiösen Massenkultur nachzudenken. Johannes Paul II. war es, der die Verhaltensmuster der Eventkultur nicht nur duldete, sondern mit der Einführung des Weltjugendtags gezielt zu fördern wusste. Seine Erfindung mutierte zu einem

Event sui generis. Das Spektakel in Köln hat gezeigt, dass kollektive emotionale Erfahrungen durchaus in einem religiösen Rahmen möglich sind, wobei die Trennlinie zwischen dem eigentlichen Anlass und der puren Lust am Massenevent ähnlich wie bei den großen Fußballereignissen nicht immer klar gezogen werden kann. So war bei weitem nicht allen Fans klar, dass das Leitbild des vergangenen Weltjugendtags: »Wir sind gekommen, ihn anzubeten« auf »Jesus Christus« hin zu deuten war. Dass es neben der simplen Kopie erlebnisorientierter Events auch möglich ist, im christlichen Raum aus eigener Kraft authentische Ausdrucksformen erlebnisorientierter Massenfrömmigkeit zu entwickeln, zeigen dagegen das Phänomen Taizé und die Renaissance der Wallfahrten.

Vor diesem Hintergrund wird das unterscheidend christliche Profil deutlicher. Beim Fußball suchen sich die Emotionen Inhalte, die nicht die eigene Person betreffen, sondern das Spiel, und schaffen so eine verbindende Erfahrung: angefangen beim melodischen Einstimmen auf das Spielgeschehen bis hin zum Siegestaumel auf der einen oder aber Trauer, Frust und Verzweiflung auf der anderen Seite. Natürlich ist diese Ebene des Spiels offen für Erfahrungen der Transzendenz im Sinne des Überschreitens des eigenen Alltags und Erfahrungshorizontes. Die Kirchen dagegen versehen die Erfahrung der Transzendenz mit einem inhaltlichen Programm und einer klaren Adresse, nämlich dem Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden und im Heiligen Geist denen bleibend nahe ist, die auf ihn vertrauen. Kirchen bieten einen Raum, in dem existenzielle Erfahrungen von einer Gemeinschaft mitgetragen und mit religiösen Inhalten authentisch verbunden werden.

»Der Fußball und die katholische Kirche,
das sind doch die einzigen Institutionen,
wo noch richtig inszeniert wird.«

MICHAEL KLAUS (AUTOR DES FUSSBALLORATORIUMS
»AUS DER TIEFE DES RAUMES«)

In vielen Gottesdiensten wirken allerdings noch immer die achtziger Jahre mit ihrer Wortlastigkeit und der Tendenz zur Intellektualisierung fort. Das Defizit an kollektiven Emotionen zeigt sich exemplarisch bei den Gesängen. Erweist sich das Stadion als liedproduktiver Ort, wo der Kreativität der Fans am Zitieren und ironischen Umgestalten scheinbar keine Grenzen gesetzt werden können, wirken die Kirchen eher als Hort musealer Kultur. Die sentimentalsten Marienlieder des 18. und 19. Jahrhunderts vermögen es immer noch, Rosenkranzbeterinnen zu rühren, provozieren aber bei akademisch Gebildeten bloß noch ein Naserümpfen. Neue geistliche Lieder mussten sich anfangs gegen den Widerstand der Kirchenleitungen durchsetzen, zumal mit ihnen die E-Gitarre und das Schlagzeug in die heiligen Hallen einzogen. Woran liegt das? Die musikalische Gestaltung der Gottesdienste lag weitgehend in den Händen von Theologen und Kirchenmusikern. Neue geistliche Lieder entstanden vorzugsweise dort, wo sich die kollektiven Emotionen der Christen eine Bahn brechen konnten: in Taizé, bei Kirchentagen, in charismatischen Gruppen, in der Jugendbewegung. Vielleicht ist der Sport auch deshalb zu einem Premiumort für die nach außen gerichtete Artikulation von Emotionen geworden, weil dieses menschliche Grundbedürfnis in der kirchlichen Kultur mindestens gedämpft, wenn nicht sogar gezielt vermieden wurde. Solange die emotionale Anrührung im Gottesdienst nur im innersten Herzenskämmerlein aufglimmen darf und die feuchten Augen der Schwiegermutter bei Trauungen und der leichte Gänsehautschauer beim Absingen von »Stille Nacht« das Maximum an öffentlicher Rührung darstellen, hat Bach gegen Beckenbauer und Palaestrina gegen Pelé keine Chance, verhallt das »Erhebet die Herzen« im weiten Kirchenschiff, wohingegen bei »La Ola« keiner am Sitz kleben bleibt.

Fußball bietet also eine willkommene Plattform für ein spielerisches Ausagieren von Gefühlen und stellt in einer Gesellschaft, in der die zweckrationalen Verhaltensmuster des Wirtschafts-

lebens den Alltag bestimmen, einen wichtigen Gegen-Ort dar. Fansein bietet angestauter Emotionalität ein Ventil, aber auch ein Trainingscamp. Die Kirchen können vom Fußball sogar profitieren, weil dort – religionspädagogisch gesehen – symbolisches Handeln eingeübt und praktiziert wird. Diesen Trainingscharakter sollte man durchaus ernst nehmen: Wenn im Fußball Männer lautstark singen und sich weinend in den Armen liegen dürfen, wenn die Fangemeinde nur so strotzt vor Anlässen zu symbolischem Handeln und kollektiven Riten – ist das nicht eine willkommene Hilfestellung, um zur rechten Zeit und am passenden Ort auch die existenziellen religiösen Erfahrungen zum Ausdruck bringen zu können? Diese Verbindung blitzt auch im Fußballspiel selbst auf, etwa beim Viertelfinalhinspiel der Champions League (Chelsea London gegen den FC Bayern München), als Zehntausende von Fans eine kollektive Schweigeminute im Gedenken an den verstorbenen Papst einlegten. Der Gelsenkirchener Pfarrer Jochen Dohm, der die gut frequentierte Kapelle in der Schalke-Arena betreut, gelangte zu der Einsicht: »Der Weg vom Eventraum in die Kapelle und wieder zurück verändert den Menschen in seiner Wahrnehmung und Werteskala.« Dohm nutzt seine Anwesenheit im Stadion, um mit Menschen, die keine Beziehung zu ihrer Ortsgemeinde pflegen, ins Gespräch zu kommen.

Die Kapelle auf Schalke, in der Übergänge zwischen Fan- und Christengemeinde möglich sind, ist ein Symbol für die große Herausforderung, vor der die Kirchen in der modernisierten, von Mobilität und Individualisierung gekennzeichneten Gesellschaft stehen – auch dort gedanklich wie physisch präsent zu sein, wo die Menschen heute den aus ihrer Sicht wertvollsten Teil ihrer Woche verbringen, die Freizeit. Grundvoraussetzung dafür sind Seelsorgerinnen und Seelsorger, mit denen man nicht nur über Gott reden kann, sondern auch über die Welt im Allgemeinen – und über ihre schönste Nebensache im Besonderen.